

mare

Yukiko Tominaga

Vermissten auf Japanisch

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Juliane Zaubitzer

mare

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
See: Loss. See Also: Love. bei Scribner, einem Imprint von
Simon & Schuster, LLC, New York.

Copyright © Yukiko Tominaga, 2024

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2025

© 2025 by mareverlag, Hamburg

Typografie Iris Farnschläder / mareverlag

Schrift Caslon

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-716-1



www.mare.de

Für meine Bubbe

Inhalt

破裂 (haretsu): Bruch 9

Vermisst: Adjektiv; abwesend – siehe: verloren 11

Der Tod des Fisches 16

Mein Vater 22

Würdest du mir sagen, was ich will? 28

Mein jüdischer Flaschengeist 33

渦 (uzu): Strudel 47

Ich werde dich bei deiner Beerdigung vermissen 49

Traumland 58

Im Winter lächle ich im kalten Regen 65

Stell mich ein 72

Scheitern 77

Nukegara 85

Freier Auslauf 89

界面 (kaimen): Schnittstelle 105

Die Welt, in der die Sonne zweimal am Tag
untergeht 107

Wozu brauchen wir Männer, wenn wir uns haben? 109

Niemals Krieg 123

Ajumma 137

Die US-Regierung will, dass ich lebe 144

Segen eines Elternteils 157
Geständnis eines Säuglings 162
Ich hörte, wie mein Sohn ein Mädchen küsste 169

創発 (souhatsu): Emergenz 187
Vertreibung 189
Ein fehlender Zeh 195
Elegie für Herrn Aoki 199
Die Knochensammler 206
川 »Fluss« 214
Die Wellen, die ich begehre 219
ひがんばんな »Rosarote Spinnenlilie« 244
Es gab einen Moment 250

破裂 (haretsu):
Bruch

Vermisst: Adjektiv; abwesend – siehe: verloren

Im Japanischen gab es keine richtige Übersetzung für »Ich vermisse dich«. Die wörtliche Übersetzung war ausgestorben, nicht länger Bestandteil unserer Kommunikation, sie existierte nur noch in Liebesromanen. Stattdessen benutzten wir die Formulierung: »Ich werde ohne dich einsam sein.« Allerdings ließen wir im Sprachgebrauch »ich« und »ohne dich« weg, sodass nicht eindeutig war, wer von uns durch die Abwesenheit des anderen einsam war. Den Rest überließen wir der Luft, als ob das Freisetzen der Worte genügte, um einander zu verstehen. Die Worte schwebten wie Seifenblasen zwischen zwei Menschen, bis die Blasen zerplatzten und sich mit der Welt vermischten.

»Ich werde ohne dich einsam sein« war falsch übersetzt, denn jemanden zu vermissen bedeutete nicht unbedingt, dass man einsam war. Jemanden zu vermissen kam von außen. Es ging vorbei. Während die Einsamkeit in einem blieb wie ein Virus. Sie mutierte, und nur Ablenkungen ermöglichten uns das Überleben.

Als ich dies meiner Schwiegermutter Bubbe erklärte, schüttelte sie den Kopf und sagte: »Japaner – so spezifisch und doch so vage.«

»Wenigstens machen wir zuverlässige Autos«, sagte ich.

»Autos haben nichts mit menschlichen Gefühlen zu tun.«

Ich lachte und sagte, ich würde unser Gespräch in die Geschichte einfließen lassen, die ich für meinen Kurs schrieb.

»Vermisst du mich manchmal?«, fragte sie.

»Ja, natürlich.«

»Oh, bitte. Du bist nach fünf Monaten von Boston nach San Francisco gezogen. Du wolltest lieber allein sein, als uns um dich zu haben. Du hast es hier nicht ausgehalten. Du kannst mir ruhig die Wahrheit sagen.«

»Dann nein, ich vermisse dich nicht«, sagte ich.

Sie führte eine Hand an die Stirn, ihre typische dramatische Geste.

Ich lachte laut und klatschte in die Hände. Wir sahen uns auf ihrem Bett Wiederholungen ihrer Lieblingskrimiserie an und aßen Trüffel aus dunkler Schokolade. Es war nach zwei Uhr morgens. Wir hatten schon vier Folgen und zwei Schachteln geschafft.

Mein Sohn schlief auf der Schlafcouch im Wohnzimmer und wartete darauf, dass ich mich neben ihn legte. Er war alt genug, allein einzuschlafen, aber noch klein genug, um sich nach meiner Wärme zu sehnen. Jede Winterferien besuchten wir meine angeheirateten Verwandten. Gestern und heute waren wir bei Bubbe in Lynn, nördlich von Boston. Morgen würden wir zu meinem Schwiegervater und seiner Frau fahren, noch weiter nördlich, nach New Hampshire.

»Wirst du mich morgen vermissen?«, fragte sie.

»Darüber muss ich nachdenken.«

»Du hattest acht Jahre Zeit, um diese Frage zu beantworten. Wie viel Zeit brauchst du noch?«

»Bis du nicht mehr da bist.«

»Soll das heißen, bis ich tot bin?«

»Ja.«

»Wie kannst du es wagen! Ich sollte dir Manieren beibringen.«

»Nein, ich bin lieber ehrlich.« Ich unterdrückte ein Lächeln.

»Komm. Nimm mich in den Arm«, bat sie, also nahm ich sie in den Arm und klopfte ihr auf den Rücken. »Nein, nein, nein,

das ist doch keine Umarmung. Hör auf, mich zu streicheln. Ich bin nicht dein Hund. Halt die Arme still, leg den Kopf an meine Schulter und bleib fünf Sekunden so. Umarme mich, als hättest du mich lieb.«

»Ich kann nicht«, sagte ich.

»Warum? Hast du mich nicht lieb? Nicht mal ein bisschen?«

»Das ist es nicht. Ich kann niemanden so umarmen.«

»Wie lange bist du schon ein Teil dieser Familie?«

»Na gut«, sagte ich und nahm sie erneut in den Arm. Diesmal hielt ich still, die flachen Hände an ihrem Rücken. Sie trug ein Nachthemd aus dünner Baumwolle, und ich konnte ihre schlafte Haut zwischen meinen Fingern spüren. Sie hielt mich, und ich hielt sie. Ihr Haar kitzelte mich an der Wange, und aus dem Fernseher hörte ich Jazz aus den 1920ern, ein Kornett-Solo. Ich wusste nicht, ob ich die Augen schließen oder wo ich hinschauen sollte.

»Siehst du«, sagte sie und löste die Umarmung. »Gar nicht so schwer.«

»Weißt du, was«, sagte ich, »in unserer Sprache gibt es auch keine ›Umarmung‹.«

»Kein ›Ich vermisse dich‹ und keine Umarmungen. Wie erkennt ihr Liebe?«

»Wir lesen die Luft«, sagte ich.



In der Grundschule meines Sohnes sehe ich den Vater jeden Tag im rechten Augenwinkel, wenn sich Eltern und Schüler zum Frühsport aufstellen. Er hat Zwillinge – einer von ihnen bleibt an seiner Seite, bis die Glocke läutet, der andere geht an mir vorbei. So weiß ich, dass der Vater da ist. Ich kannte auch seine Frau;

sie starb vor einem Jahr: Krebs. Ich erinnere mich, dass ich sie bei den Fußballspielen der Kinder gesehen habe. Zum Saisonauftakt trug sie eine Strickmütze. Es war September, Altweibersommer, sechszwanzig Grad. Ihre Augenbrauen waren zu perfekt gemalt, und ihre Augen wirkten nackt und irgendwie unvollständig. Sie war extrem blass, so blass, dass ich grüne Adern unter ihrer Haut sehen konnte.

»Ihr Krebs ist wieder da«, flüsterte eine Mutter neben mir.

Ich wusste nicht, dass sie Krebs gehabt hatte. Unsere Kinder gingen nicht in dieselbe Klasse.

Im Laufe der Fußballsaison verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand, und ab Mitte der Saison saß sie in einem mitgebrachten Campingstuhl, mit Skijacke, Strickmütze und zwei Schals, während die anderen Eltern leichte Sweatshirts trugen. Ich hatte immer eine Decke dabei, nur falls sie eine brauchte, aber es stand immer jemand bei ihr, der sie mit einem Heißgetränk aus einer Thermoskanne versorgte. Also legte ich die Decke auf den Rasen und schaute meinem Sohn zu, allein.

Kurz nach Ende der Fußballsaison erhielt ich eine E-Mail von einer der Mütter, in der stand, dass Patty Langton im Kreis ihrer Familie verstorben war. Man konnte sich in eine Liste eintragen, um am Wochenende das Kochen für Pattys Ehemann zu übernehmen. Ich trug mich nicht ein. Die Schichten waren bereits fünf Monate im Voraus vergeben. Außerdem wusste ich, dass die schwierigste Zeit erst anderthalb Jahre nach ihrem Tod kommen würde. Im ersten Jahr sind wir zu sehr damit beschäftigt, uns an unsere neue Realität anzupassen, emotional und überhaupt. Die Trauer kommt nach drei, vier Jahren, viel später, zum Beispiel im Auto auf dem Weg zur Arbeit, nachdem wir die Kinder zur Schule gebracht haben. Erst in den winzigen Lücken in unserem Leben merken wir, dass etwas mit uns nicht stimmt.

Ich spreche nicht mit ihm. Ich beobachte ihn nur aus dem Augenwinkel, wie er mit seinem Jungen Hampelmänner macht. Als die Glocke ertönt, mische ich mich unter die Menge und gehe hinter dem Vater her, den Blick auf zwei tiefe horizontale Falten in seinem gebräunten Nacken gerichtet. Am nächsten Tag tue ich dasselbe. Der Junge geht an mir vorbei. Ich sehe, wie der Vater und sein anderer Junge Hampelmänner machen, entdecke weitere Falten an seinem Hals und gehe.

Der Tod des Fisches

Am Tag nach Alex' fünftem Geburtstag fragte er mich, ob er zu seinem sechsten Geburtstag einen Fisch haben könne. Ich sagte Ja. Da Jung in seinem Alter ihre Wünsche stündlich ändern, nahm ich an, er würde es sich bis zu seinem nächsten Geburtstag anders überlegen. Er erinnerte sich nicht nur daran, sondern begann auch, in seinem Schulheft über den Fisch zu schreiben. Der erste Satz war schlicht: »Ich wünsche mir einen Fisch.« Während sein Geburtstag näher rückte, wurde daraus eine Geschichte mit dem Titel »Wie man einem Fisch Gitarre beibringt«. Mit dieser Geschichte gewann Alex einen Schreibwettbewerb der Schule.

An dem Wochenende, an dem Alex sechs wurde, gingen wir in eine Zoohandlung.

In weniger als fünf Minuten entdeckte er einen Fisch und sagte: »Ich will den.«

Er zeigte auf einen leuchtend blauen Fisch mit einem langen, breiten roten Schwanz. Auf dem Schild stand BETTA: SIAMESISCHER KAMPFFISCH. In der Beschreibung hieß es, allein in einem Fischglas gehalten, könne er ohne viel Pflege lange leben. Bevor mein Sohn seine Meinung ändern konnte, legte ich den Fischbehälter in meinen Korb. Wir schlenderten durch den Laden, suchten ein kleines Fischglas, Marmelade, Wasseraufbereiter und Fischfutter aus und gingen zur Kasse.

»Ich will ihn tragen«, sagte Alex zur Kassiererin, die den Behälter gerade in eine Plastiktüte packen wollte.

»Natürlich«, sagte sie und reichte ihm den Behälter.

Alex hielt den Fischbehälter, als wäre es ein Kätzchen.

»Er ist doch pflegeleicht, oder?«, fragte ich.

»Oh ja. Das ist ein Kampffisch. Die müssen allein sein, um zu überleben. Ansonsten muss man nur aufs Wasser achten. Sie mögen es lauwarm«, sagte die Kassiererin, während sie die restlichen Sachen in die Tüte packte.

Der Fisch hieß Coodybug und stand mitten auf dem Esstisch. Er schien die einzige Pflanze in seinem Glas sehr zu lieben. Er verkroch sich oft in den aufgerollten Blättern. Alex meinte, dass Coodybug mit uns Verstecken spiele.

Bevor Alex zur Schule ging, verabschiedete er sich von dem Fisch, und wenn er nach Hause kam, gab er ihm fünf winzige Futterbrocken. Wir sahen zu, wie der Fisch die schwimmenden Brocken nacheinander aufsaugte wie ein Staubsauger, während wir gemeinsam unseren Nachmittagssnack aßen.

Nach drei Wochen war das Wasser schmutzig, und ich schlug vor, es zu wechseln. Alex schöpfte den Fisch vorsichtig mit einem leeren Joghurtbecher ab und kippte das restliche schmutzige Wasser ins Waschbecken. Ich reinigte das Fischglas mit einem nagelneuen Schwamm und füllte es dann mit warmem Wasser. Alex gab genau sieben Tropfen des Wasseraufbereiteters hinzu. Wir warteten fünf Minuten, dann setzten wir den Fisch wieder ins Glas. Er schwamm dreißig Sekunden fröhlich umher, dann sahen wir, wie er auf den Boden sank. Ich schüttelte das Glas, aber das beeindruckte den Fisch nicht mehr. Er schaukelte mit dem Wasser hin und her. *Unmöglich*, dachte ich. Ich krepelte meinen Ärmel hoch und steckte meine Hand ins Glas. Das lauwarme Wasser war nicht *lau*, sondern warm.

»Ist er tot?«, fragte Alex.

Ich betrachtete den pochierten Fisch in meiner Handfläche und überlegte, wie ich das meinem Sohn erklären sollte.

In dem Sommer, als er vier wurde, war es eine himmelblaue Blume. An die Pflanzenart kann ich mich nicht mehr erinnern, aber Alex nannte sie Fluffy. Er hockte oft auf dem Boden und versuchte, an Fluffy zu riechen. Er gehorchte meiner Ermahnung, die Blume nicht zu berühren: »Wenn du die Blume berührst, geht sie ein.« Seine Nasenspitze kam ganz nah, aber er hatte nie versucht, die Blume zu berühren. Nach einem Urlaub bei meinen Eltern in Japan fanden wir Fluffy im Garten vertrocknet vor.

»Ist sie tot?«, fragte er.

Ich nickte und sah ihm ins Gesicht.

Alex und ich vergruben Fluffy in der Erde. Wir sprachen ein kurzes buddhistisches Gebet.

In dem Herbst, bevor Alex zwei wurde, besuchten wir meine Eltern das erste Mal in Japan. Mein Mann Levi musste arbeiten, deshalb blieb er zu Hause in San Francisco. Levi, der es sonst keinen Tag aushielt, ohne mit uns zu sprechen, rief drei Tage lang nicht an. Er ging weder ans Haustelefon noch ans Bürotelefon oder sein Handy, deshalb rief ich meine Schwiegermutter an, und sie rief die Polizei. So haben sie ihn gefunden, unter dem 1964er Chevy Impala. Ich werde nie erfahren, was Levi unter dem Auto zu suchen hatte. Der Wagenheber rutschte ab, und der zwei Tonnen schwere Chevy zerquetschte ihm die Brust.

»Er verlor sofort das Bewusstsein. Innerhalb von drei Minuten war er tot. Er hat nicht gelitten«, sagte mir meine Schwiegermutter am Flughafen, wo seine gesamte Familie auf unsere Rückkehr aus Japan wartete. Nach der Autopsie riet der Gerichtsmediziner davon ab, Levi in seinem jetzigen Zustand zu sehen. Trotzdem bat ich darum. Alex ließ ich bei meiner Mutter, die mit uns in die USA geflogen war, um mich zu unterstützen.

Der Gang mit den grauen Wänden erstreckte sich weiter, als ich sehen konnte. Dann tauchte eine kalte Metalltür vor mir auf: Zimmer 4. Ich öffnete die Tür und sah in der Ecke einen Körper, der mit einem weißen Laken bedeckt war. Abgesehen von dem blauen Fleck auf dem linken Augenlid war er in guter Verfassung. Vielleicht war er eingeschlafen, dachte ich. Mit meinem Ringfinger berührte ich seine Wange. Er war kalt. Es war nicht die Kälte, die einem in die Knochen kriecht, und auch nicht die Kälte, die Kinder mitbringen, wenn sie von einer Schneeballschlacht nach Hause kommen. Es war eine Kälte, die ich nie wärmen konnte.

Ich habe keine Worte gefunden, um dieses Gefühl zu beschreiben, doch wenn ich an diesen Moment denke, spüre ich noch immer die Kälte in meinem Finger.



»Auch wenn er noch ein Kind ist, ist es immer besser, die Wahrheit zu sagen«, sagte meine Therapeutin, und so erklärte ich Alex, was mit seinem Vater geschehen war. Ein paar Mal habe ich ihn sogar zu meiner Therapeutin mitgenommen. Alex liebte die kleinen Figuren im Sandkasten so sehr, dass er sie mit nach Hause nehmen wollte und sich weigerte, die Praxis zu verlassen. Die Therapeutin gab ihm an der Tür einen roten Lolli. Ich fragte sie,

ob das eine Medizin gegen seine Traurigkeit sei. Sie sagte Nein. Ich leckte einmal daran, nur um sicherzugehen, bevor ich ihm den Lolli gab.

»Alex, das Wasser war zu heiß. Ich habe Coodybug getötet. Es tut mir so leid.« Ich sagte die Wahrheit.

»Ja ...«

»Du darfst böse auf mich sein. Du darfst mich anschreien oder mich schlagen. Egal was.«

»Okay«, sagte Alex und betrachtete den Fisch in meiner Handfläche.

»Was willst du tun?«

»Ihn ins Wasser zurückwerfen.«

»Ins Meer?«

»In die Toilette. Das macht man so. Hab ich in einem Film gesehen.«

Wir gingen gemeinsam ins Bad, warfen Coodybug in die Toilette und sprachen ein kurzes Gebet.

»Mach's gut, Coodybug.« Wir winkten ihm in den wirbelnden Wellen.

»Bist du traurig? Du weißt, du darfst traurig sein«, sagte ich. Er nickte.

»Komm, ich les dir was vor.« Ich nahm sein Gesicht zwischen die Hände und küsste ihn auf die Stirn.

Das heiterte ihn auf. »Au ja!« Er hüpfte zweimal. Bücher haben ihn immer getröstet.

Ich holte ein Buch, das meine Therapeutin ihm geschenkt hatte. Wir setzten uns zum Lesen auf mein Bett. Die Geschichte handelte von einem Blatt an einem Baum, das im Winter seinen

Freund verliert, aber allmählich den Tod seines Freundes akzeptiert und sich glücklich in sein Schicksal fügt, als es selbst an der Reihe ist.

Es war eine schöne Geschichte, die ich auch oft allein las, nachdem Alex ins Bett gegangen war. Sie handelte von der Kraft des Lebens, den Gesetzen der Natur, von den Dingen, die wir so durchmachen. Wir waren alle Teil des großen Baums. Ich konnte es glauben. Ich empfand eine neue Milde der ganzen Menschheit gegenüber.

»Kennst du meine Freundin Sophia? Sie kann mit der Zungenspitze die Nase berühren«, sagte Alex und streckte die Zunge so weit raus, wie er konnte. Dann ließ er sich auf den Rücken fallen, Arme und Beine ausgestreckt, und begann, die Arme auf und ab zu bewegen.

»Sieh mal, Mama!«, sagte er.

Er machte einen Schnee-Engel auf dem Bett.